

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 101.

Montag, 30. April.

1928.

(7. Fortsetzung.)

Um Haaresbreite.

Roman von Guido Kreuter.

(Nachdruck verboten.)

„d'Arzilla“, stellte er sich vor. Der Klang seiner Stimme verriet den Ausländer, der aber die deutsche Sprache immerhin beherrschte, „Konsul d'Arzilla. Und ich muß gleich um Verzeihung bitten, daß ich den Portier irre führte. Ich komme nicht im Auftrage des Herrn von Yskem.“

„Sie — kommen — nicht . . .“ Mit ranzigem Lächeln, das begütigend wirken sollte, schüttelte er den Kopf.

„Eine Notlüge, Gnädigste. Nur eine harmlose, kleine Notlüge, deren ich aber nicht entraten konnte, wenn ich sicher gehen wollte.“

„Wenn Sie — sicher . . .“

„Ich meine damit: Wenn ich überhaupt das Glück haben wollte, Gnädigste persönlich zu sprechen.“ Rena Lints dunkle Augen loderten zornsprühend in dem bleichen Gesicht auf.

Ein Narr — in dieser Stunde bitterster Enttäuschung, die über Leben und Sterben die Würfel geworfen hatte, ein blöder Hohlkopf und Schürzenjäger, der sich ausdringlich in ihre Nähe drängte!

Sie machte Aliene, ihn wortlos stehen zu lassen.

Da versetzte er — immer noch mit seinem widerlich-schleimigen Lächeln, das wie ein elles Kriegstier war:

„Ich weiß nämlich, daß Gnädigste auf Ihren Herrn Verlobten warten. Aber es wird keinen Zweck haben.“ Wie herumgerissen, wandte sie sich zurück und starrte ihn an.

Er wiederholte:

„Es wird keinen Zweck haben.“

Und als sie noch immer keine Erwiderung fand:

„Herr von Yskem befindet sich momentan nämlich im „Regent-Klub“.“

„Im „Regent-Klub“?“

„Gnädigste kennen den „Regent-Klub“ vielleicht vom Hören sagen oder aus den Zeitungen. Denn er hat leider schon die Presse des öfteren beschäftigt. Hohe Spielerluste. Voriges Jahr eine unliebsame Affäre mit markierten Karten, wo aber die Kriminalpolizei noch rechtzeitig zugriff. Letztes Jahr erschöpfte sich dort ja auch der rumänische Bankier Ceranescu, nachdem er im „Regent-Klub“ achtzehn Millionen Lei anvertrauter Kundendepots verspielt hatte. Eine etwas scharfe Atmosphäre da oben am Steinplatz, Gnädigste.“

Sie begriff kaum, was sie da hörte, sand feinen Sinn und Zusammenhang, fragte verstört und hilflos preisgegeben dem Chaos vernichtender Empfindungen: „Weshalb sagen Sie mir das alles?“

Der Konsul d'Arzilla hob die Arme und führte die Handflächen auseinander.

„Weil ich annahme, daß Gnädigste Ihren Herrn Verlobten zu sprechen wünschen und ich die Möglichkeit dazu schaffen kann.“

„Sie wollen mich . . .“

„Da ich seit langem Mitglied des „Regent-Klubs“ bin, besitze ich jederzeit das Recht, Gäste einzuführen. Sollten also Gnädigste den Wunsch nach einer Unterredung mit Herrn von Yskem haben, so kann dieser Wunsch in zwanzig Minuten erfüllt sein.“

Aus der angstzerquälten Dumpsheit ihres gesotterten Herzens rang sich nur eine einzige Sehnsucht hoch.

Klarheit! — um jeden Preis Klarheit!

„Also, kommen Sie!“ stieß sie hervor.

Während der Kraftwagen die Tiergartenstraße entlang jagte, schwiegen sie beide. Nur einmal entrafte sich Rena Lint ihrer Verunkenheit.

„Woher wußten denn Sie eigentlich, daß ich vorhin meinen Verlobten erwartete?“ fragte sie unverzehens.

Der Portugiese lag in den Polstern, offenbar ganz verloren in das Spiel der Scheinwerferreflektoren, die sich weiszäugend in das Dunkel der Nacht strahen.

Nun setzte er sich respektvoll aufrecht.

„Da mir die Lebensgewohnheiten des Herrn von Yskem bekannt waren, zu denen ja auch gehörte, daß er Gnädigste allabendlich vom Theater abzuholen pflegte, so lag solche Gedankenverbindung nahe.“

„Um so mehr erstaunt es mich, daß ich Ihren Namen heut' zum ersten Male hörte.“

Der Konsul d'Arzilla wehrte das mit lässiger Sicherheit ab.

„Ich bin selbstverständlich viel zu bescheiden, als daß ich je auf das Gegenteil gehofft hätte.“

Ihre Hände in den weißen Glaces ballten sich unter rasender Nervosität zu Fäusten.

„Aber wenigstens diese eine Frage beantworten Sie mir: Welcher Umstand konnte Sie veranlassen, mich, die ich Ihnen völlig fremd bin, im „Esplanade-Theater“ aufzusuchen und sich so selbstlos für die Erfüllung meiner Wünsche einzufügen?“

Doch darauf lächelte der kleine Herr nur; diskret, weltmännisch und mit leiser Elegie.

„Sagen Sie selbst, Gnädigste: Wäre das Leben nicht schal und trostlos öde und würde man ihm nicht jeden leuchtenden Farbenreflex nehmen, wenn man für alles, was man tut und unterläßt, immer schon vorher eine philistrisch nüchterne Begründung hätte?“

Da schwieg sie wehrlos.

Unleugbar — der „Regent-Klub“ besaß Stil!

Zwei galonierte Palaien — stumm, mit zu Masken erstarnten Gesichtern — nahmen die Übersachen der Gäste an sich. An der Schmalwand der Empfangsdiele veransaßte ein riesiger, bis zur Erde hinabreichender, auf den Etageren mit silbernen Toilettenutensilien belgter Spiegel, mit einem Bürstenstrich das Haar zu glätten, mit dem Lederpolster über den Glanz der Fingernägel zu hauchen, mit dieser oder jener Puderquaste dem Teint die gewohnte Farbenschattierung zu geben und schließlich mit leichtem prüfenden Blick noch einmal flüchtig die Gesamterscheinung zu mustern, ehe man die eigentlichen Klubräume betrat.

Die rollten sich als eine Flucht reich und geschmackvoll ausgestatteter Zimmer auf, durchwogt von jenen vielgestaltigen Lebensformen, die solcher Umgebung immer ihren prägnant charakteristischen Reiz sichern.

Im Speisesaal waren noch verschiedene Tische besetzt, zwischen denen die Eskarpins tragenden Kellner geschäftig hin und her huschten. Man aß von silbernen Schüsseln und trank offenbar ausschließlich französischen

immer sah nur ein einzelner Gentleman, hielt den grauhaarigen Kopf in die Hand gestützt, qualmte eine schwere Importie und grübelte über seinen eben begonnenen Brief. — Den riesigen, dunkel gehaltenen Parlour-Room erfüllte das sonore Schnarchen eines befradten Träumers, der in einem ledernen Easychair am imitierten marmornen englischen Kamin lag und schlief. — Die flämisch gehaltene Bibliothek schien heute als amourenes Buén reito zu dienen. Denn als Rena Vint sie an der Seite des Konsuls durchquerte, wandte ein junger Kavalier, der einer reisen, tiefbrünetten Frau in großem Abendkleid dicht gegenüber saß, unwillig den Kopf. — Das eigentliche Spielzimmer schließlich vermochte man seiner ganzen Länge nach zu überblicken, da die breiten Flügeltüren auseinander geschoben waren. Ein gewaltiger Rundtisch unterm harten Licht tiefhängender, grün abgeblendeter Deckenbeleuchtung. Jeder Stuhl besetzt. Die Damen überwiegend in kostbaren Roben mit nackten Schultern und tiefen Rückenausschnitten, die Herren ausnahmslos im Frack und Smoking. Hier und da auf den ledernen Wandsofas auch pausierende Spieler, die ihre Zigarette rauchten oder sich von den aufwartenden Lakaien einen Eisdrink reichen ließen. Stimmengewirr, das zu unverständlichem Brodem ineinander wirzte. Kühl, laut und schnarrend, monoton nur die stereotypen Rufe des Bankhalters, der auf seinem erhöhten Platz thronte. Viel unerhört wertvoller Schmuck und raffiniert geschickte Imitation auf nervösen weißen Frauenhänden und überpuderten alabasternen Nägeln. Bubiköpfe und Etonfrisuren. Lässig über Stuhllehnen geworfene Hermelinsthals und Blaufuchspelze. Das herumschießen der Harfe. Das Klappern der Chips. Kommen und Gehen. Blaserte Kanliersruhe und hemmungslose Frauenhysterie. Abgerissene kleine Schreie. Jähes Aufspringen. Resigniertes Geschehenlassen. Unheimliche Glückssträhnen. Verzweifeltes Anstürmen gegen die unsichtbar-herne Mauer des Schichals. Alle Skalen menschlicher Leidenschaften gegeneinander gepeitscht, ineinander verkrampft, wie aufgestaute, jäh entfesselte Springfluten übereinander stürzend, um im Sturz sich selbst zu vernichten und im Sterben sich neu zu gebären. Eben das unentrinnbar suggestive Fluidum des Bac à deux cotes.

Doch der Portugiese betrat den Spiessaal nicht, sondern öffnete eine rechte Hand gelegene Tür.

Die führte in einen Märchentraum: Ein entzückendes Boudoir. Berggoldene Komöbel, lichtgrünseidenbespannte Wände, halbverblakte Porträtpastelle in ovalen Rahmen, ein wundervoller reisedarbener Seidentepich, der kein Parkettquadrat frei ließ, brokatüberzogene Sesselchen, goldgestickte Kissen auf dem Ecksofa, Vitrinen und Hocker; Taburets und ein fahrbarer Teetisch; reizend geschmackvolle Nichtigkeiten und wertvolle Chinoiserien auf den Konsolen. An der weißgoldenen lackierten Decke das Licht sanft verdämmernd in milchfarbener Onyxschale.

Mit unwillkürlichen Ausrufen umging Renas Blick diesen entzückend anheimelnden Raum, während sie seine Schwelle überschritt. Ja — hier würde niemand sie stören. Hier würde sie, ungestört und von keiner Garderobiere gehegt, mit Bernt sprechen können.

Ihr Begleiter hatte sie scharf beobachtet und neigte gewissermaßen befriedigt den Kopf.

„Ich sehe, es gefällt Ihnen hier. Das macht mich glücklich und gibt mir Hoffnung. Denn ich habe die Erfahrung gemacht, daß gerade in Momenten von entscheidender Bedeutung die Umgebung ein eminent wichtiger Faktor ist.“

Die junge Diva mach ihn mit etwas erstauntem Blick, während sie seiner Handbewegung folgte und sich in einem Sessel niederließ.

Vielleicht wäre jetzt der Augenblick gewesen, ihm für seine selbstlose Hilfsbereitschaft zu danken, da sie doch nachher sicher mit Bernt gemeinsam den Club verließ und dann den Portugiesen womöglich nie mehr wiedersehen.

Doch in ihr war alles zu sehr zitternde, kaum noch zu bändigende Sehnsucht und Erwartung, als daß sie jetzt hätte leere Phrasen vorhoren können.

ztem ruhen.

Seltsam, daß er keine Anstalten dazu traf. Vielmehr griff er nach rückwärts und zog die Türt ins Schloß, blieb aber vor ihr stehen.

Und nun begann er zu sprechen. Vorsichtig, behutsam, aber so akzentuiert, daß sich der fremdländische Anflang seiner deutschen Aussprache wieder schärfer vordrangte:

„Gnädigste — ich habe vorhin den Bühnenportier belogen, als ich sagte, ich käme im Auftrage des Herrn von Yskem, und ich habe auch Sie belogen, als ich Ihnen versprach, Sie mit Ihrem Herrn Verlobten im „Regent-Klub“ zusammenzuführen. Der Rittmeister ist nicht hier und hat die Räume auch noch nie betreten. Ich bin sogar überzeugt: Dazu befähme ihn bei seinen — wenigstens in diesem Punkte — übertreben korrekten Anschauungen und Grundsätzen überhaupt keine Macht der Erde.“

Rena Vint war aufgesprungen, stand mit hängenden Armen mitten im Zimmer, hatte das Gefühl, als stürze sie in einen bodenlosen Abgrund, verstand nicht und begriff doch schon in jenem intuitiven Ahnen, das jedem jungen Weibe eigen. Und wiederholte nur mechanisch:

„Mein — Verlobter — ist — nicht . . .“

„Nein, natürlich ist Herr von Yskem nicht im „Regent-Klub“. Andernfalls wäre gerade ich wohl der letzte gewesen, gnädiges Fräulein hierher zu führen. Denn darin läge ja eine Selbstverleugnung, die mein Verhalten während der ganzen vergangenen zwölf Monate Lügen strafen oder — was für einen Mann vielleicht noch schlimmer ist — lächerlich machen würde.“

„Gnädigste starren mich mit großen Augen an und begreifen offenbar kein Wort. Nun denn: Ein Jahr ist für jemanden, der Tag und Nacht auf etwas wartet, eine fast unerträglich lange Zeit. Und ich habe gewartet, habe hundert verschiedene Mittel angewendet, bin hundert verschiedene Wege gegangen, um Rena Vint zu erreichen. Bis ich zur allerletzten Waffe griff, deren ein Mann sich nur widerwillig bedient: zur Lüge und Täuschung. Doch Sie ließen mir ja keine andere Wahl mehr.“

„Mein — Verlobter — ist — nicht — hier!“ sagte die Diva schleppend. Alles andere lag noch immer außerhalb ihres Verstehens.

Der Konsul d'Arzella regte sich nicht. Nach wie vor sperrte er den Weg zur Tür. Aber durch seine Stimme drängte sich, je länger er sprach, immer tiefere Erregung.

„Vorhin im Auto bestätigten Sie mir, gnädiges Fräulein, Sie hätten noch nie vorher meinen Namen gehört. Das übertraf meine schlimmsten Befürchtungen. Entzinnen Sie sich des Abends nach der Premiere Ihrer gegenwärtig laufenden Operette? Damals überbrachte Ihnen ein Bote in die Garderothe eine Perlentivide, die eine regierende Königin entzückt hätte. Sie aber ließen das Sigmundstück und den uneröffneten Begleitbrief dem Überbringer wieder zurücktreiben. — Eines Tages teilte ich Ihnen mit, daß in einer Garage am Kaiserdamm ein soeben aus England eingetroffener fabrikneuer Rolls-Royce, den ich Sie als Ihr Eigentum zu betrachten habe, zur Abholung durch Sie bereit stände. Doch niemand kümmerte sich um ihn, bis ich ihn schließlich anderweit verlaufen ließ und den Erlös in einer Nacht hier oben verspielte. — Im Februar bot ich Ihnen eine Mittelmeerreise auf einer Jacht an, die nach unserer Rückkehr Ihr Eigentum bleiben sollte. Die Rivieraküste und die Ligurische See haben den Besuch der schönsten deutschen Frau nie empfangen dürfen. — Ich spreche nicht von den zahlreichen Blumenarrangements, von denen nur hin und wieder eines sein Ziel erreichte und selbst dann wohl seines Blütes gewürdigt wurde. — Aber ich weiß seit heute, daß sogar nie einer der unendlich vielen Briefe, die ich Ihnen schrieb, geöffnet worden ist. Sonst hätten Sie vorhin wissen müssen, wer der Konsul Juan d'Arzella ist. Und weil ich das ahnte . . .“

„Wollen Sie die Güte haben, den Weg freizugeben?“

Das war plötzlich nicht mehr die Frau, die mit kraftlos hängenden Armen willenlos eine Sturzflut von Worten über sich hinrauschen ließ.

(Forti. folgt)

(Gretlung durch die Olympiasiedl.)

Wenn auch die großen, bunten Plätze mit ihrem sällig geschilderten Läufer und der unsinnigen Angabe: Olympia für die Stadt Amsterdam herzlich wenig sprechen, so durchschreit ich doch empfindsam in diesen Tagen olympischer Erwartung die große Stadt an der Amstel.

Die alte Handelsstadt am stark umläufigen Zuiderzee steht seit langem schon im Zeichen der bevorstehenden 9. Olympischen Spiele und nimmt sich in der geschäftigen sportlichen Interessiertheit nicht übel aus. Ein seltsamer Gegensatz zu dem so nüchtern scheinenden Kaufmannstum! Aber die Gegenläufe sind überhaupt ein Merkmal Hollands.

Zu der regen Betriebsamkeit des Volkes, die sich in rhythmischer Gegenwirkung gegen die das taurische kleine Land unermüdlich bedrohende Nordsee zeigt, steht die selbstzufriedene, behäbige Gelassenheit, die wohl als Abglanz des großen Seehelden- und Seefahrertruums des 16. und 17. Jahrhunderts in Erscheinung treten mag. Endlich finden wir neben der Kunst der Rembrandt, Frans Hals, Jan Steen die denkbar grobstädtische Wasserkunst, die es zulande brachte, weite Teile des Landes, die tiefer als der Meerestiegel liegen, durch Kanäle und zahlreiche Schleusenbauten vor Überschwemmungen und vor allem vor dem Austritt von Grundwasser zu schützen. Alte Kunstdauwerke in den Städten finden wir umschlossen von breiten, regelmäßigen, oft monoton wirkenden Straßenzügen mit kleinen, großflorigen, behaglichen Häuschen, und anschließend an sie Neubauten von geradezu großartiger moderner Architektur. Windmühlen, Kanäle, Weiden, Viehherden sind vor die Tore der Städte als Aushängeschild für das andere Holland gesetzt.

Die Hauptstadt Hollands ist vor der vornehmen Residenz den Haag die Stadt Amsterdam. Sie enthielt uns ihre Eigenart gleich beim ersten Schritt, den wir aus dem rauchigen Bahnhof tun. Wir erblicken unbeschreiblich bunte hohe Speicher, die sich in langer Reihe selbststätig in einem Kanal spiegeln. Ein paar Schritte weiter pulst modernes großstädtisches Treiben: Ströme fließen vom und zum gewaltigen Bau der hochbedeutenden Amsterdamer Börse. Nahebei öffnet sich ein Platz. An ihm steht das von Jakob van Campen 1655 in hoher Prachtentfaltung mit antikischen Giebeln und Pfeilern erbaute alte Rathaus, das jetzt als Königspalast jährlich auf ganze acht Tage bewohnt wird. Da lugt aus der Ecke mit einem einzigen hohen Fenster die spätgotische Nieuwe Kerk, einer der schönsten holländischen Kirchenbauten, mit dem Grabmal des großen holländischen Seehelden de Ruyter.

Und dann ist da die Einmündung der weltberühmten Kalverstraat, der man nach dem pflichtschuldigen Besuch der schönen Neuen Kirche unwiderrücklich versetzt. Eine gassenähnliche Straße ist diese vielgewundene lange Haupt- und Geschäftsstraße Hollands. Enggereicht stehen nebeneinander hohe Geschäftshäuser, Hotels, Gaststätten. Ein Jahrmarkt-buntes Gewühl zieht in der engen Schlucht; aber wenn man glaubt, Hassen und Schieben wie in unseren Haupträdten zu finden, dann irrt man sich; der Strom zieht gemächlich, friedlich, völlig unnerös (wie man wohl sagen muss!) an uns vorüber.

Die Grachten (Wasserstrassen) sind wundervoll in ihrer Feierlichkeit und Stille. Sie schlängeln sich, sechs hintereinander, im Halbkreis durch die Stadt, sind von alten Ulmen überschattet und von Doppelreihen von Straßen begleitet. Querkanäle schaffen ein eigenartiges, fast gefälliges geometrisches Stadtbild. Röhne ziehen träge; Autos fahren an den Uferstrassen. Das alte und das neue Amsterdam sind so nahe beieinander.

Aus dem Dämmer der Grachten erblickt man in verkehrsvollen Straßen und auf Plätzen die Denkmäler Rembrandts und anderer Großen des Landes, sieht empor zu geschmauskollen neuen Riesenbauten von Handel und Industrie, dem Kolossalbau des Rathauses und steht dann erschittert in der gewaltigsten Schau Hollands, dem Rijksmuseum. Bilder, die in der ganzen Welt bekannt sind, und die sich uns unauslöschlich eingeprägt, selbst wenn wir sie nur in unvollkommenen Nachbildungen sahen, finden wir hier: Rembrandts monumentale Nachtwache, Frans Hals' entzündenden „Fröhlichen Becher“ — und so Saal um Saal in dem Riesenbau im ersten Geschoss eine Gemäldehoch von allergrößter Bedeutung. Das Erdgeschoss und die Lichthöfe bergen künstlerische Gegenstände des Landes, Waffen, Rüstungen usw.

Und wieder welch ein Gegensatz: das geradezu märchenhaft lebhafte und bunte Judentumviertel! Wir schwärmen über Scharen von Kinder, sehen schmutzstarrende Häuser und Läden, Gewimmel von unbeschreiblich malerischem Reiz. Und inmitten dieser Welt ragt ernst und feierlich das Rembrandthaus, wo der Meister die letzten Jahre seines Lebens

lebte, und hören, vom jüdischen Geschäftsmannen, von seinen Erfahrungen an den großen Künsten. Auch Spinoza, der arbeitsame holländische Philosophenhaus, ruht in dieser Gegend auf.

Der große Humanist Erasmus von Rotterdam stellte im Beginn des 16. Jahrhunderts an seine Schüler einmal die Frage: „welches die Stadt sei, wo die Bewohner wie Vögel auf Bäumen wohnen.“ Gemeint war die Stadt Amsterdam, die auf Pfählen, die in den Sumpfboden der Küsteniederung getrieben werden, ruht! Daran denken wir, erschüttert ob der Größe und dem Geist dieser Stadt, nur in Augenblicken der Sammlung. Aber wir erkennen, daß die holländische Hauptstadt Amsterdam mit ihren großartigen Baudenkmalen, Kunstsäulen, Wasserstrassenanlagen und dem weitumspannenden Handel, wie endlich mit ihrer kühnen Lage im Sumpfland, eine Besonderheit unter den europäischen Städten ist. Wenn in wenigen Wochen die Scharen der Kämpfer aus aller Herren Ländern zum Wettkampf auf Aschebahn, Raten und Wächer in der großen Metropole Hollands eintreffen, so werden sie jedenfalls eine Stadt von Eigenart und Charakter finden, die wert und würdig ist, als Ori der 9. Olympia zu dienen!

Das Olympische Stadion ist ganz im Süden Amsterdams, in der Nähe des Bondes Parks und des Amsterdamer Stadions erbaut worden. Zwischen dem Olympia plein und dem Amsterdamer Stadion erstreckt sich das neue „Olympia-Viertel“ mit Stadionsweg und Olympia kade, Marathonweg und Turnerstraße, Hercules Straat und andere Straßen; ein eigenartiger imposanter Stadtteil. Das Stadion verfügt über 11 000 Sitzplätze und hat weiterhin rund 15 000 Stehplätze.

Karl Lütze.

Blühende Kakteen.

Von Anders Björnstedt.

Wer denkt da nicht an die Bilder von Spitzweg? Aber der schrullenhafte alte Herr mit Zopfmütze und Schlaftod gehört der Vergangenheit. Der Kakteenzüchter ist heute zum beliebtesten Gesellschaftsmeister geworden.

Bei uns nur Freunde und Liebhaber, haben in ihrer Heimat (hauptsächlich Amerika) und wo sie noch nicht als Landplage mit allen Mitteln moderner Chemie bekämpft worden sind, die Kakteen auch hohen Nutzwert. Die baumförmigen Arten geben Rohholz, die stacheligen Zellsäulen un durchdringliche Zäune. Auch das Brennmaterial für die Küche stellen die Kakteen, wie Früchte für Marmelade und alkoholische Getränke.

Dass eine Kaktee nur jedes — 40. Jahr blühe oder wenigstens „steinart“ werden müsse, um den Pfleger durch besauerte Blütenpracht zu erfreuen, gehört ins Reich der Fabel. Wer Kakteen halten und möglichst früh Blüten haben will, muss die Aufstellung, Auswahl und Pflanzung nur mit etwas Geduld vornehmen.

Für die Pflanzung merke man sich, dass allein der Umgang der Wurzeln für die Größe des Toxos maßgebend ist! Die Wurzeln aller Pflanzen haben das Bestreben, den Rand des Toxos zu erreichen. Ist nun dieser zu groß, so muss die Kraft erlahmen und Wurzelstäule eintreten.

Als Erde nimmt man nicht die erzbeste aus Feld oder Garten. Erde von den Wurzeln der Buchen ist die beste Pflanzerde und eine Mischung von drei Teilen Lauberde, zwei Teilen Sand, einen halben Teil Landerde oder Lehmb (nicht aus der Lehmgrube!) und zerstoßener Putzfall, welcher von den Wänden abgesunken ist, dürfte allen Kakteen auflagen. Die Haupthälfte ist sandig, dann wird auch die Wurzelstäule aufhören und überhaupt die Pflanzen durch reichere Wurzelbildung zu freudigerem Wachstum angeregt werden. Ein bisschen Zulatz von Holzlohe schadet nichts; auf keinen Fall jedoch den Kalk vergessen, er schleift nicht nur die Erde auf, er ist für die Stachelbildung von größter Wichtigkeit!

Sauerwerden der Erde habe ich vermieden, indem ich kleinere Pflanzen in Gruppen in Sämlingschalen zusammensetzte. Die Wurzelbildung ist so eine Sotte und ich selbst sparte mir Arbeit beim Gießen. Auch größere Stücke pflanze ich gerne zu zwei und drei in die neuen prächtigen Schalen oder Töpfe. Durch solches „Familienleben“ werden die Pflanzen seelisch froh und gedeihen vorzüglich.

Die ersten Pflanzen wird der neue Liebhaber meist geschenkt erhalten. Dabei dürfte es sich aber immer um einen und denselben Echinopsis- oder Seeigelkaktus handeln. Auch meine Sammlung hat diese Anfänge durchgemacht. In meinem Exemplar waren zudem, mangels jeden Kalkgehalts der Erde, die Stacheln nur sehr schwach ausgebildet und schwarz, der Körper lichtgrün. Dafür hatte diese Kaktee den ziemlich rauhen und nasen Winter über im Garten gestanden! Tatsächlich sind die Echinopsisarten die

das „auf den Schrank stellen“ beunruhigt dieser Kaktus bei völliger Trockenheit mit der Neubildung von Wurzeln! Den Sommer über stellt man die Art ruhig ins Freie, vermeide aber im Interesse der Knospen und Blüten zu grelle Sonne. Trotz dieser Anspruchslosigkeit ist diese Klette eine herrliche Blüherin; leider dauert die Blüte nie länger als drei Tage.

Die Echinopsis, die fast überall den Gesamtbestand einer Sammlung ausmachen, sind nun am allerwenigsten diejenigen, die den Pfleger schon in jungen Jahren durch Blüten erfreuen. Dies sind die meist unbeachteten Echinokakteen (Tulpenformen). Es gibt eine Unzahl dieser Art, die wir ohne Hilfsmittel am Fenster in jungen Jahren zum Blühen bringen. Noch ist es Januar, während ich dies schreibe, und schon zeigt sich Leben beim Echinocactus minusculus. Eine Pflanze von 5 Zentimeter Durchmesser und 5 Zentimeter Höhe säumen rings gegen zwanzig Blütenknospen ein. Im Mai sollen sich die ziemlich großen roten Blüten öffnen und ich in den gelben Röhrenschlund sehen können. Etwa später blüht dieselbe Art in der Varietät Liebigii aus Bolivien. Diese Arten blühen also schon sehr jung und mit zunehmendem Alter immer reicher. Aus derselben Klasse kann ich aus meiner Sammlung noch empfehlen: Ottonis paraguavensis, einer der herrlichsten Jugend- und Massenblüher mit großen, glänzenden, gelben, trichterförmigen Blüten auf hellgrünem fügeligem Körper. Man entferne nicht gleich jede Seitenprosse! Eine Pflanze mit reicher Gabelung ist nicht nur schöner, sondern auch um vieles wertvoller. Die breitgebrüsten Echinocactus tabularis und concinus werden schon um der goldgelben Bestachelung willen viele Freunde finden. Wie viel mehr noch, wenn die behaarten Knospen sich zu großen zitronengelben erschließen. Violett aus der Spitze blüht Echinocactus bicolor var. tricolor mit herrlicher, weiß-roter, kräftiger Bestachelung; die farbenfreudigste aller Kakteen. Sehr willig grün-weiß blüht Echinocactus Mihanovichii mit wunderlicher zähähnlich gefärbter, hübsch gerippter Gestalt.

Von den Cereen (Säulen- oder Schlangenkaktus) nenne ich noch eine unerschöpfliche Massenblüherin: Cereus Silvestrii. Diese Kaktee ist fast winterhart und etwas feuchter zu halten als die obengenannten Arten. Die Glieder darf man nicht berühren, sonst fallen sie sofort ab. Im Julmonat, just um die Weihnachtszeit, erfreut uns Epiphyllum truncatum mit seinen fuchsenähnlichen Blüten. Auch hier blühen schon ziemlich junge Pflanzen.

Sobald sich die Kakteen zur Blüte rüsten, darf man ihren Standort nicht mehr wechseln, will man nicht, dass die Knospen abfallen.

Ich kann mir für den kleineren Sammler, der auf das Zimmer angewiesen ist, kaum etwas Herrlicheres denken als ein Fenster voll dieser in der Pflanze wenig Ansprüche stellenden Kakteen. Gewiss, es ist manches Mode bei der momentanen Vorliebe für Kakteen, mancher hält die Pflanzen lediglich um der bizarren und grotesken Formen, nicht um des Lebens willen. Aber manches Schöne hat sich der Mensch durch eine „allzu lange Zeitung“ ferngehalten. Hundert Jahre hat eine Firma Kakteen sichten müssen, um diesen Aufschwung zu erleben. Hundert Jahre lang war das Halten von Kakteen eine große einzige Hingabe, denn Jahrzehnte lang wollte mit Ausnahme einiger botanischer Gärten, Fürstlichkeiten und Gelehrter niemand von Kakteen etwas wissen.

Walpurgis.

Von Manfred Ludwig.

Wenn wir Gegenwartsmenschen oft mit Bedauern auf die „alte, alte Zeit“ zurückblicken, in der unsere Vorfahrer noch in innigstem Verhältnis zur Natur standen, so vergessen wir meist, dass es nicht nur ländlich-fröhliche Bräuche waren, die sich an die im Wechsel der Jahreszeiten bedeutsamen Tage knüpften. Vielmehr hatte sich in der heidnischen Vorzeit, der die meisten unserer altheimischen Volksfeste entstammen, auch eine Fülle finsterner schreckhaften Abeglaubens gebildet, den die christliche Kirche nicht völlig auszurotten oder zu mildern vermochte. So war die Bedeutung der Walpurgisnacht, der Nacht vom 30. April auf den 1. Mai, unheimlich und zauberhaft geblieben.

In dieser Nacht sind alle finsternen Mächte der Hölle losgelassen. Der Teufel versammelt seine Getreuen, um sie zum Kampf gegen die Menschheit anzufeuern. Am eindrucksvollsten ist die Heerschau der Finsternis auf dem Brocken, wo die Hexen auf Besenstielten und Ofengabeln, Mutterläufen und Ziegenböden in Massen herumtreten. Doch finden sich überall im Deutschen Reich Teufelskanzeln, Hexenwaschbeden und Tanzplätze. Noch heute spricht der Volksmund vom „Hexenstädtle“ Saulgau in Oberschwaben.

ringen um sich angeblich seines Verzen nicht, als es dort Milchbären gibt. In Süddeutschland wird der Hexenabend an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten gefeiert. In Schwaben versammeln sich die Hexen auf dem Heuberge bei Rothenburg, in Tirol auf den Marlingerwiesen bei Meran, in der Scharnizer Klause und auf dem Kreuzkopf bei Innsbruck. Die Ostfriesen nennen die Hexen „dat roode Wolf“ oder „de lichten Lü“, die leichten Leute, weil sie auf Kuhriemen durch die Luft reiten. In Gebirgsdörfern Tirols bestellt man heute noch den Benediktus-Pfennig oder ein Rad, dessen Spichen ein Kreuz bilden, an den Ställen, um diese vor den Unholdinnen zu schützen. In Passeier dienen dazu gekreuzte Eisenstangen vor den Fenstern. Der Hexenaberglaube, der vor Jahrhunderten seine finsternsten Blüten trieb, ist verschwunden, mit ihm auch die Unzahl jener Bräuche, die gegen den Teufelszauber schützen sollten.

Die Walpurgisnacht gehört der Macht der Finsternis. Mit dem Anbruch des Walpurgistages, des 1. Mai, verschwindet das Blendwerk der Hölle. Jubelnd strömt das Landvolk aus den Dörfern in die frühlingsfrische Natur, den Maikönig oder Maigrasen an der Spitze. Selbst der in das steinerne Häusermeer eingeschlossene Städter stellt den Maibaum vor die Tür. Besonders die Patrizier des Mittelalters beginnen den 1. Mai mit einem stattlichen Banquet, bei dem der Maigras tief in den Beutel greifen muhte. Von einem Straßburger Junfer wird berichtet, dass er im Jahre 1474, als er in den Mai reiten sollte, nach Rostock entflohn, um dieser kostspieligen Ehre zu entgehen. Er musste vom Ratte bei Strafe ermahnt werden, sich wieder einzustellen. Auch in den nordischen Städten zog alles am Walpurgistage hinaus in den Wald, wählte den Maigrasen und schoss vor der Bogelstange nach dem Papagei.

Welt u. Wissen

Ein deutscher Urwald. Das es in deutschen Landen noch ein Stück Urwald gibt, wird viele überraschen, und doch findet sich ein solches jungfräuliches Waldgebiet von etwa 400 Morgen Ausdehnung auf der Insel Bismarck. Es ist dies ein Inselbrocken, der der Südküste Rügens vorgelagert ist und in ihrer Bodengestaltung, in Klima, Tiere und Pflanzenwelt ein Abbild der größeren Nachbarinsel darstellt. Den Ölseereisenden ist dieses Eiland nicht unbekannt, denn es hat sich durch seine malerischen Steilufer, die Farbenpracht des Meeres und vor allem durch seine großartige Bewaldung den Beinamen des „nordischen Capri“ erworben. Wie Ernst Richter in der Zeitschrift „Der Naturforscher“ hervorhebt, verdient dieser Wald die Bezeichnung Urwald. Zwar darf man nicht an ein tropisches Gewirr von exotischen Pflanzen und undurchdringlichem Dickicht denken, aber es ist ein Urwald insofern, als hier noch nie des Menschen Hand störend eingegriffen hat. Die Insel ist zum „Naturschutzgebiet“ erklärt, und daher darf dem Waldbestande nichts geschehen. Er zeigt die verschiedensten Baumarten in buntem Gemisch, manchmal viele Bäume derselben Art zu großen Gruppen vereint, dann wieder die mannigfachsten Baumarten in wildestem Durcheinander. Nadelbäume sucht man vergebens; Eichen und Buchen sind vorherrschend, daneben findet man auch Ahorn und Ulmen, an den Rändern der Insel drängen sich Birken und in den versumpften Stellen gibt es große Bestände von Erlen. „Stauden schauen wir zu den Baumriesen empor.“ so schildert der Verfasser den Eindruck von diesem deutschen Urwald. „Majestatisch stehen sie da, strohig vor Kraft. Eichen und Buchen mit einem Durchmesser von einem halb bis zwei Metern sind keine Seltenheit. Kein Sturm, mag er noch so wildt über das Meer heranragen, kann ihnen etwas anhaben. Sie sind unbestiegbar. Mag hier auch äußerlich Ruhe herrschen, föhlliche Ruhe, die ganz des Menschen Sinne gefangen nimmt, dem außerklamoren Beobachter jagt jeder Blick, das in diesem Walde Kampf die Lösung ist, zäher, unerbittlicher Kampf, ein Kampf nach zwei Fronten, Kampf im Innern und Kampf nach außen. Hier muss jeder Baum ringen um den Platz, auf dem er steht, um sein Dasein, um Licht und Luft. „Dieses Ringen um Licht und Luft hat fast jedem Baum der Insel seine eigenartige Gestalt verliehen; der eine breitet seine Äste weit aus; er hat sich seine Elbogenfreiheit bewahrt. Andere wieder sind eingeeckt und wenden ihre Äste in seltsamen Windungen dem lebenspenden Licht zu. Hier hat einem der Bäume das Haupt gespalten, dort einem andern der Sturm ein Glied abgerissen. Aber auch äußerer Feinde muss sich der Urwald erwehren: gegen ihn stürmt das Meer an mit seinen Unwettern, Regen, Frost und Wind.“